

Rezensionen = Comptes rendus

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte = Revue d'histoire ecclésiastique suisse**

Band (Jahr): **28 (1934)**

PDF erstellt am: **19.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

REZENSIONEN. — COMPTES RENDUS.

Heinrich Dietze. Rätien und seine germanische Umwelt in der Zeit von 450 bis auf Karl den Großen unter besonderer Berücksichtigung Churrätiens. XXVIII-450 SS., m. 3 Karten. Diss. phil., Würzburg. Frankfurt a. M. 1931.

Dietze bezeichnet als Ziel seiner weit über den Rahmen einer gewöhnlichen Dissertation reichenden Arbeit « zu erforschen, durch welche Umstände es dem kleinen Alpenland Churrätien gelungen sein mochte, seine staatliche, völkische und kirchliche Sonderstellung, sowie seine kulturelle, noch mit der Spätantike verbundene Eigenart gegenüber der ihm durchaus fremden Germanenwelt in einer Weise zu wahren, wie wohl kein anderes romanisches Gebiet im Abendland » (p. 1). Diese Problemstellung ist natürlich keineswegs neu, aber Dietze will über die bisherige Forschungsarbeit insofern hinauskommen, als er die Stellung Churrätiens zum Ausland stärker berücksichtigen und dabei Quellen heranziehen will, die frühere Autoren unausgeschöpft gelassen haben. Im Grunde genommen ist sein Buch eine ausführliche Darstellung der Geschichte Rätiens in der genannten Epoche, der freilich der kompilatorische Charakter nicht ganz abgehen kann.

Einleitend gibt Dietze einen Überblick über Gliederung und Grenzen der in Frage kommenden Territorien und bespricht auch kurz die militärisch politische Lage Rätiens in der 1. Hälfte des V. Jahrhunderts (4-36). Ihren Ausgangspunkt nimmt die Arbeit mit der Darstellung der Auflösung der römischen Herrschaft in Rätien. In den Jahren 450/88 ist Rätien den Angriffen der Alamannen stark ausgesetzt gewesen, aber dank einer starken Selbstverteidigung hat es seine Unabhängigkeit behaupten können. Auch die südlich der Donau gelegenen Gebiete Churrätiens sind nach Dietzes Ansicht keineswegs radikal alamannisiert worden. Die Kontinuität romanischer Kultur ist in dieser Zeit auch hier im großen Ausmaß gewahrt geblieben (42 f.). (1. Teil: 37-78.)

Während 488 bis etwa 494 Rätien völlig unabhängig war, wurde es durch Theoderich frühestens 494 nach dem endgültigen Untergang Odoakers in das ostgotische Reich eingegliedert. Diese Eingliederung erfolgte etappenweise und erfaßte auch Teile der ehemaligen römischen Provinz Rätia secunda. Die ostgotische Herrschaft, die nach D. bis Augsburg reichte, verhinderte nochmals die Alamannisierung Rätiens. Damit blieb, dank der ostgotischen Herrschaft, die Kontinuität der romanischen Kultur abermals gesichert. Eine Wendung trat in Rätien erst durch die Ansiedlung der Alamannen ein, die durch den Frankenkönig Chlodwig besiegt worden waren. Diese Ansiedlung geschah im wesentlichen im Gebiet des Bodenseebeckens. Die Grenzen zwischen dem angesiedelten und dem intakt gebliebenen Territorium bezeichnen die späteren Scheidelinien der Bistümer Konstanz und Chur. Dem Umstande, daß durch die Ansiedlung die

Wanderungsperiode der Alamannen zum Abschluß kam, war es zu danken, daß Rätien romanischer Charakter erhalten blieb (2. Teil : 79-126).

Im III. Teil, dem umfangreichsten seiner Arbeit, behandelt D. die Zeit von 536/639, da Rätien vom Frankenreich abhängig war (126-274). Der Übergang der Herrschaft vollzog sich dieses Mal auf gewaltsame Weise, im Zusammenhang mit der italienischen Politik der Franken. Recht und Verfassung blieben zwar den hartbedrängten Churrätiern erhalten; aber das Zusammengehen der Franken und Alemannen gefährdete Churrätien stark. D. glaubt nun, daß die Jahre 561 bis zirka 573, zirka 575/90 Zeiten des erneuten inneren Erstarkens für Churrätien gewesen sind (145). In dieser Epoche haben wir eine 2. Phase innerer selbständiger Entwicklung Churrätien zu sehen. Eine erneute Unterwerfung Churrätien erfolgte dann um 590 nach dem Kriege der Franken gegen die Langobarden. (152)

Seit Mitte des VI. Jahrhunderts gestalteten sich in Helvetien im Gegensatz zu Churrätien die religiös-kirchlichen Verhältnisse für das Christentum sehr ungünstig. Zeugnis hiefür ist die nach D. in die Jahre 549/561 fallende Verlegung des Bistumssitzes von Vindonissa nach Konstanz (159 f.). Für die Spannungen beider Bevölkerungsschichten, der Romanen und Alamannen zeugen auch die Vorgänge in Bregenz. Daraus ergibt sich D., daß Churrätien Politik noch zu Beginn des VII. Jahrhunderts auf ein sich Abschließen und eine Abwehr jeglicher fremder Einwanderung gerichtet sein mußte, für den Verf. wieder eine wichtige Erklärung, warum Churrätien bis ins IX. Jahrhundert hinein seine einheimische, auf römischer Grundlage fußende Verfassung und sein romanisches Volkstum geschlossen bewahrt hat. Um 600 ist die Lage so, daß in Helvetien das Romanentum fast völlig verschwindet, in Rätien Alamannen angesiedelt sind, das Romanentum sich trotzdem auch hier erhält. Churrätien selbst scheint dadurch gefährdet, daß im Nordwesten das Heidentum bis an die Grenzen vordringt und in der Bodenseegegend das Heidentum stärker als das Christentum ist und demnach auch das Germanentum das Romanentum überwiegt.

Diese Darstellung der religiösen Verhältnisse führen den Verf. zur Erörterung der Stellung des Bistums Chur zum Frankenreich (172 ff.). Wichtig ist natürlich die Zugehörigkeit des Bistums Chur zum Metropolitanverband von Mailand. Die Unabhängigkeit des Bistums, das politisch den Franken unterstand, konnte dadurch nur gefördert werden. Nach D., weil Mailand die politischen Mittel fehlten. Aber uns scheint dieses Moment überwertet. Die Gründe, die D. 173 f. beibringt, sind u. E. nicht überzeugend, und die folgenden Ausführungen des Verf. bestärken diese Zweifel.

Das Churrätische Staatswesen bildete sich seit Ende des VI. Jahrhunderts aus, mit der damals einsetzenden Herrschaft der Victoriden (Victor I., geb. zirka 560). Der Stellung dieses Geschlechtes widmet D. längere Ausführungen. Der churrätische Partikularismus war möglich durch das Zusammengehen der rätischen Aristokratie mit der fränkischen Zentralgewalt. Für die gleichzeitige Unabhängigkeit Churrätien von Alamannien sind Zeugnisse die Wahl des Churräters Johannes zum Bischof von Konstanz, wie auch Bestimmungen der Lex Romana Curiensis, unter denen vor allem das Verbot der Ehen zwischen Heiden und Christen wichtig ist; denn das

Verbot wird mit der Sanktion des Todes verbunden. Aber ob dieses Gesetz präventiven oder repressiven Charakter besitzt, erörtert D. nicht weiter. Er nimmt ersteres an, obwohl das Gesetz zum Schutz des Christentums gegen *bestehendes Heidentum* erlassen worden sein kann. So wird man nicht jeder Schlußfolgerung des Verf. zum Vornherein beistimmen können (vgl. 190-193). D. bespricht dann noch den Bericht zur Gründung des Klosters Disentis 196 ff., an den sich Fragen knüpfen, die wieder in Erörterung stehen (vgl. P. Iso Müller, Die Anfänge des Klosters Disentis im Jahresbericht der Histor.-Antiq. Gesellschaft, Graubünden 1931, wo u. a. p. 120 f. die Frage der Identität des Mörders von Sigisbert und Plazidus in anderm Sinn entschieden wird, wie bei D. 268, Anm. 466).

Nach Dagoberts I. Tod (639) wurde Churrätien wieder selbständig bis zum Ausgang der Herrschaft Pippins d. Mittleren (715). Die Darstellung der Entwicklung in diesen Jahren bildet den IV. Teil. Während dieser Zeit findet eine Annäherung zwischen Churrätien und Alamannien statt, deren politischer Ausdruck die Doppelstellung des Praeses von Churrätien als comes Brigantinus ist. (Vgl. hier wieder zum Avareneinfall Iso Müller, l. c. 96 f. Die Ausführungen D. 280 f. fallen dahin. Für die Darlegungen p. 289 ff. wird jetzt auf R. Heuberger, Rätien im Altertum und Frühmittelalter, Bd. I, Innsbruck 1932, zurückzugreifen sein.)

Im letzten Teil behandelt der Verf. die Zeit der Abhängigkeit Churrätien vom Frankenreich in den Jahren 717/68. Karl Martells Krieg gegen die Alamannen hatte die neutrale Haltung Churrätien zur Folge, die das Land erst um die Mitte des VIII. Jahrhunderts aufgab (zu 334 f. vgl. wieder Iso Müller, 140 f.). Die fränkische Regierung hatte ein Interesse daran, die Stellung der churrätischen Aristokratie nicht anzutasten. Daraus will D. — im Gegensatz zur Auffassung von U. Stutz — eine Säkularisation von Kirchengut ableiten, die allein den Franken die Möglichkeit gegeben hätte, Fiskalgut zu erwerben. (Die Verweise, die p. 397, Anm. 101 f. als Beleg gegeben sind, können nicht alle stimmen.) Auch hier stützt sich die Darstellung der nähern Umstände der Säkularisation auf die Synopsis und darauf fußende Autoren. (Zur Synopsis vgl. jetzt P. Iso Müller, Die Disentiser Klosterchronik (Synopsis) vom Jahre 1696 in Zeitschr. für Schweiz. Geschichte, 1933, XIII.) So macht sich hier infolge der unsichern Quellenlage auch eine gewisse Unsicherheit der Darstellung geltend, während der Schluß dieses Teiles, der die Lex Romana Curiensis für die innen- und außenpolitischen Beziehungen Churrätien auswertet, gerade in dieser Hinsicht erfreulich absticht. Die Gründe, warum Churrätien auch jetzt in der fränkischen Zeit seine staatliche Geschlossenheit bewahrte, sieht D. darin, daß «eine unumschränkt herrschende, militärisch geschulte einheimische Aristokratie und ein von ihr abhängiges, straff organisiertes Beamten-tum» erhalten blieben (382).

Den Schluß bilden eine knapper gefaßte Darstellung der oft erörterten Verfassungsänderungen durch Karl den Großen, ein Ausblick auf die künftige Gestaltung der Sprachenverhältnisse in Churrätien sowie ein Exkurs über die Genealogie der Victoriden.

Der Verf. zeigt eine ausgedehnte Kenntnis der Literatur und Quellen.

Doch begreifen wir nicht, daß er im Literaturverzeichnis Daguets Histoire de la Confédération Suisse u. J. v. Müllers Geschichten schweiz. Eidgenossenschaft aufführt, dagegen das führende Werk Fel. Stähelins, Die Schweiz in römischer Zeit, 1927 in 1., 1931 in 2. Aufl. erschienen, völlig außer Acht gelassen hat. (Vgl. Dietze, 38, wo D. den Bischof von Chur Asimo st. Asinio nennt und die Provinzialsynode von Mailand ins Jahr 452 st. 451 setzt. Dazu Stähelin, 549.) D. zieht p. 30, Anm. 174, das Privileg Gregors V. vom Jahre 998 heran. Dazu vgl. Brackmann, Helvetia Pontificia in Reg. Pontificum Roman., vol. II, pars II, 112 f. Dienste könnte dem Verf. leisten: R. v. Planta, Die Sprache der rätoromanischen Urkunden des VIII.-X. Jahrhunderts in Regesten von Vorarlberg und Liechtenstein bis zum Jahre 1260 (Quellen zur Gesch. Vorarlbergs und Liechtensteins, Bd. 1, 1920/25).

Das Verdienst des Verf. ist der Versuch einer gesamthaften Darstellung. Hinzukommt, daß D. ohne Zweifel manche oft erörterte Frage deutlicher umschreibt und gut erläutert. Es liegt indessen schon im Stoffgebiet die große Schwierigkeit beschlossen, daß ohne eine große Zahl von Vermutungen nicht auszukommen ist. Man kann nicht sagen, daß der Verf. sich dessen nicht bewußt wäre. Viele seiner Ausführungen sind durch einen ausgesprochen rasonnierenden Zug gekennzeichnet. Daß durch neu erschienene Untersuchungen manche Teile der Arbeit einer erneuten Prüfung unterzogen werden müssen, ist dem Verf. wohl bekannt.

Oskar Vasella.

Gröber Konrad, Erzbischof von Freiburg i. Br. **Kirche und Künstler.** Freiburg i. Br., Herder, 1932. 136 S. Preis Mk. 2.80; geb. Mk. 4.20.

Dieses Werk des Metropoliten der Oberrheinischen Kirchenprovinz ist wohl die bedeutendste und tiefste grundsätzliche Darlegung der in jüngster Zeit in so grundverschiedener Art behandelten Fragen über die religiöse und kirchliche Kunst, die wir jetzt besitzen. Wenn auch der Inhalt des schönen Buches wesentlich prinzipieller und systematischer Art ist, so finden sich doch auch manche Hinweise geschichtlichen Charakters über die Auffassung der Kunst, besonders in der neueren Zeit, und die Erörterung der einschlägigen Fragen hat auch in der Schweiz ihre Wellen geschlagen, so daß eine kurze Anzeige des Werkes in der « Zeitschrift für schweiz. Kirchengeschichte » gerechtfertigt erscheint. Nachdem der Verf. im 1. Kapitel kurz geschildert hat, wie auf die Bewegung der Romantik in der Kunst und dem darauf folgenden Rückschlag, der die Romantik ertötete und die kirchen- und religionsfeindliche materialistische Strömung hervorrief, zeigt er, wie in der jüngsten Zeit aus dem seelischen und materiellen Elend heraus wieder die Sehnsucht nach Geist und Schönheit in der Kunst erwachte. Um dieser Bewegung für die religiöse und kirchliche Kunst eine feste und klare Grundlage zu geben, will der Verf. das Verhältnis der Kirche zum Künstler grundsätzlich überprüfen « um damit die Kirche einerseits als eine mütterliche Freundin der Künstlerschaft zu erweisen, andererseits aber auch ihre unnachgiebigen Forderungen an die Künstler ausdrücklich zu betonen »

(S. 6). Um für die Darlegungen einen klar und scharf umrissenen Ausgangspunkt zu schaffen, werden zunächst die beiden Hauptbegriffe « Kirche » und « Künstler » in ihrem Wesen gezeichnet, um aus diesen Definitionen dann zu folgern, welche Wesensverschiedenheiten und welche Wesensbeziehungen zwischen der Kirche und der Künstlerwelt bestehen. Einige Urteile des Verf. klingen auf den ersten Blick hart, sind aber bei gründlicher Erwägung der dargelegten Erörterungen vollständig richtig und berechtigt. Erst aus dieser klaren Fassung der Eigenheit der Wesensbeziehungen heraus lassen sich die Grundsätze für das allseitige Verhältnis der Kirche zu den Künstlern und ihrem Schaffen gewinnen. Diese werden nun in 7 Kapiteln in tiefer und harmonischer Auffassung und in herrlicher sprachlicher Darstellung entwickelt nach den folgenden Gesichtspunkten : Kirche und künstlerische Anlage ; Kirche und künstlerisches Ethos ; Kirche und Künstlerseele ; Kirche und künstlerische Stoffwelt ; Kirche und künstlerischer Antrieb ; Kirche und künstlerischer Auftrag ; Die Kirche und die Begrenzung des künstlerischen Schaffens. Schon aus dieser Aufzählung ersieht man, wie der Verf. nicht bloß die Tätigkeit der Künstler in der Schaffung von religiösen Kunstwerken aller Art berücksichtigt, um die leitenden Ideen darüber vom katholischen Standpunkt aus zu entwickeln, sondern wie er auch die Person des Künstlers in ihrer geistigen, künstlerischen und ethischen Betätigung mit dem Wirken der Kirche ihr gegenüber schildert. Es ist eine reiche Fülle von Gedanken und von Erörterungen über diese verschiedenen Seiten der Beziehungen der Kirche zu den Künstlern und der Kunst, die aus umfassender Beobachtung und aus tiefem Eindringen in die wichtigen Fragen herausgewachsen sind und die mit innerem, wärmsten Interesse auch für die Künstler selbst in der Schrift vorgelegt werden. Für die richtige Auffassung und die objektive Klärung der in der letzten Zeit in so verschiedener Weise behandelten Fragen über Grundsätze, Stellung, Ziel und Aufgabe der religiösen und kirchlichen Kunst in der Gegenwart ist das Werk geradezu ein Wegweiser, den alle, die sich in irgendeiner Weise mit diesen Fragen beschäftigen, Künstler wie Kunstfreunde und solche, die aus praktischen Gründen an der Kunstbetätigung Interesse haben, zu Rate ziehen müssen, um eine richtige Einstellung und ein objektiv begründetes Urteil zu gewinnen. Möge die Schrift des hochwürdigsten Verf. daher auch in den betreffenden Kreisen der Schweiz weiteste Verbreitung und Beachtung finden.

J. P. Kirsch.

Meisen Karl. Nikolauskult und Nikolausbrauch im Abendlande. Eine kultgeographisch-volkskundliche Untersuchung, mit zwei Karten und 217 Textbildern. Düsseldorf, Schwann (1932). xx-558 SS. 4^o.

Dans les *Forschungen zur Volkskunde* que dirige le professeur G. Schreiber, après les deux volumes consacrés successivement, par le P. Kleinschmidt, à sainte Anne et à saint Antoine, M. Ch. Meisen publie une remarquable monographie sur le culte de saint Nicolas en Occident et sur les

coutumes qui s'y rattachent. Il ne descend pas plus bas que la Réforme, et limite ses recherches à l'Occident ou, plus exactement, à l'Italie, la France, la Belgique, la Hollande, le Luxembourg, la Suisse, l'Allemagne, le Danemark et l'Autriche. Qu'on ne se méprenne donc pas sur le contenu de l'ouvrage : malgré les deux mots *Sankt Nikolaus*, gravés en grandes lettres d'or sur la couverture, on n'y cherchera pas une vie de saint Nicolas, pas même la publication des textes hagiographiques qui en seraient la base, ce travail ayant été fait, et bien fait, surtout pour les sources grecques, par M. Anrich, dont M. Meisen utilise, à plus d'une reprise, les conclusions. Même les nombreuses légendes du saint ne sont reproduites ou résumées que pour autant qu'elles sont nées en Occident ou qu'elles y ont revêtu une forme différente de celle qu'elles avaient, à l'origine, en Orient.

Saint Nicolas est, avec saint Georges, le seul saint de l'Eglise grecque dont le culte se soit répandu tout autant dans nos pays occidentaux que dans l'Empire byzantin. L'Italie du Sud, demeurée si longtemps grecque, sert tout naturellement de terre de transition. A Rome, saint Nicolas est connu dès le VIII^{me} siècle au plus tard, et, au IX^{me} siècle déjà, sa renommée franchit les Alpes. Il ne s'agit pas encore d'un culte proprement dit : on trouve simplement son nom dans des martyrologes ou des Passionnaires carolingiens ayant des modèles romains à leur base. Puis, vers la fin du X^{me} siècle, après le mariage de l'empereur Otton II avec la princesse byzantine Theophano, le culte de saint Nicolas, arrivé alors à son apogée à Constantinople, se répand en Allemagne. Presque simultanément, il apparaît en France, notamment en Normandie, ce qui ne doit pas surprendre quand on se rappelle que les Normands s'établirent, dès le début du XI^{me} siècle, dans l'Italie méridionale. Parallèlement, par les passages des Alpes et, en particulier, par les deux cols du Grand et du Petit-Saint-Bernard, dont les hospices étaient consacrés tous deux à saint Nicolas, la renommée de l'évêque de Myre pénètre en Alsace et dans notre Suisse romande où, dès la deuxième moitié du XI^{me} siècle, — M. Meisen adopte ici les conclusions de M. Benzerath — une église lui est dédiée à Rougemont, et une chapelle à Lausanne.

Cependant, sauf dans l'Italie du Sud et quelques exceptions locales, le culte de notre saint n'avait pas encore pénétré dans le peuple. Ce fut la translation de 1087 qui ouvrit, pour cette dévotion, une ère nouvelle. L'Asie mineure avait été conquise par les Turcs et la ville de Myre était abandonnée de ses habitants. Des marchands de Bari, ce port de l'Adriatique que sa position même avait ouvert, dès le début, à l'expansion vers l'ouest du culte de saint Nicolas, allèrent enlever, dans sa ville épiscopale, les reliques de l'évêque de Myre et les emportèrent chez eux. A la demande de Roger, roi des Normands, qui s'étaient emparés, en 1071, de la ville de Bari, une nouvelle église fut bâtie pour abriter ces restes précieux, et Bari devint désormais un lieu de pèlerinage important et le principal centre de diffusion du culte de notre saint. La Normandie en fut tout naturellement un autre. Par ailleurs, les Croisades, en mettant nombre de soldats en contact avec l'Italie méridionale et avec Constantinople, contribuèrent

à propager, en Occident, la dévotion au grand thaumaturge et à y répandre ses reliques.

Son culte pénètre maintenant dans le peuple, et il se développe au point de se placer en importance immédiatement après celui de la Mère de Dieu. La fête du saint se généralise, célébrée, comme en Orient, le 6 décembre. Son nom est donné au baptême avec une prédilection grandissante. Il entre dans la désignation d'un nombre important de localités et donne même naissance à ce que nous appelons aujourd'hui des noms de famille. Des corporations le choisissent comme patron. Parmi les « mystères » du moyen âge, ceux de saint Nicolas sont parmi les plus anciens qu'on ait représentés. Saint Nicolas est particulièrement populaire dans la classe estudiantine. La veille de sa fête — la coutume semble être née dans les écoles monastiques — il rend visite aux enfants, récompensant ceux qui le méritent, tandis que le personnage qui l'accompagne et qui, à l'origine, n'était autre que le diable, punit ceux qui se sont mal comportés ou qui n'ont pas travaillé. On organise des cortèges de saint Nicolas, manifestations parfois assez bruyantes. Dès la fin du XII^{me} siècle, on place au 6 décembre la fête dite des Innocents, célébrée jusqu'alors, comme son nom l'indique, le 28 du même mois, et au cours de laquelle un écolier était, pour un jour, proclamé évêque : on l'appela bientôt la fête des fous, à la suite d'abus qui s'y introduisirent et qui obligèrent l'autorité ecclésiastique à intervenir.

La plupart de ces coutumes sont nées dans le nord de la France et elles sont, aujourd'hui encore, particulièrement vivaces en Belgique et dans les Pays-Bas, y compris les parties de la Hollande devenues protestantes et où la dénomination d'usages de saint Nicolas leur est restée, tandis que dans d'autres contrées passées à la Réforme, pour ne pas sembler conserver le culte d'un saint, on en a fait des visites du bonhomme Noël (*der heilige Christ*, en pays de langue allemande). M. Meisen s'efforce, en effet, de prouver que c'est là tout simplement une déviation des coutumes de saint Nicolas et il réfute, du moins, victorieusement la thèse de certains savants allemands qui ont voulu faire dériver ces pratiques, ou quelques détails des légendes de notre saint, de la mythologie et des anciens usages germaniques.

M. Meisen a publié, comme supplément à son ouvrage, une grande carte de l'Europe centrale, où figurent toutes les localités dans lesquelles une église, une chapelle ou un autel ont été dédiés à saint Nicolas : les noms, ou plutôt les chiffres, qui renvoient à un répertoire d'une cinquantaine de pages du volume, sont indiqués en cinq teintes différentes, selon l'époque à laquelle remontent ces attestations, ce qui permet de suivre plus aisément la progression et le rayonnement du culte de notre saint. L'auteur a, de plus, réparti, tout le long de son livre, de nombreuses photographies de sanctuaires et de statues de saint Nicolas, ainsi que de vitraux ou de toiles reproduisant des épisodes de sa vie ou de sa légende. Le livre de M. Meisen, qui a été imprimé tout entier sur beau papier glacé, afin de mettre mieux en valeur ces clichés, fournit ainsi, en même temps, une iconographie des plus complètes et des mieux venues de notre saint et se présente comme un ouvrage de luxe.

C'est plus encore un livre de science, dont les conclusions reposent sur une documentation extrêmement abondante et mise en œuvre avec une méthode des plus rigoureuses, qu'on est loin de voir employer toujours dans les travaux de cette nature. Tout au plus, pourrait-on regretter que les conclusions de certains chapitres ne ressortent pas mieux : on les trouve parfois, quelques pages plus loin, encadrées entre deux énumérations de détails. On discutera peut-être aussi le plan adopté, trouvant que le chapitre XX répète, en partie, ce qui a été dit dans la première partie de l'ouvrage, de même que la troisième fait un peu double emploi avec le chapitre II. L'auteur n'a, du moins, ménagé aucune recherche pour fournir une synthèse aussi complète que possible, utilisant jusqu'à des articles de revues et des communications personnelles qu'il a demandées ici ou là. Dans les pays sur lesquels a porté son enquête, on trouvera difficilement quelque chose d'important qui lui ait échappé. Sans doute, on pourra émettre d'autres hypothèses sur le point de départ de telle ou telle légende, celle, par exemple, des trois clercs ressuscités par saint Nicolas, légende totalement inconnue en Orient, qui apparaît pour la première fois au XII^{me} siècle, dans le nord de la France et qui est devenue si populaire dans nos pays. Dans un article paru, en 1931, dans *l'Archivum romanicum*, M. Paul Aebischer rappelle les différentes hypothèses émises pour en expliquer l'origine et en propose une, qui a déjà été suggérée par M. Anrich, mais que notre auteur écarte : celle d'y voir l'application d'une légende attribuant à saint Georges la résurrection d'un soldat. M. Meisen nous permettra de lui signaler que, dans son livre *Rome, Kiev et Byzance à la fin du XI^{me} siècle* (Paris, Piccard, 1924), le P. Leib a consacré tout un chapitre à la translation de 1087. Il n'a pas eu connaissance non plus de la plaquette de M. Aug. Marguillier sur saint Nicolas, dans la collection *L'Art et les Saints* (Paris, Laurens). Le texte de cette brochure, qui fait abstraction de toute critique, ne lui apprendrait rien ; mais l'iconographie, qui est le but de cette collection, aurait pu lui rendre service, de même que la bibliographie, signalant une douzaine d'ouvrages anciens, français ou italiens, qui lui auraient fourni quelques renseignements encore sur le culte de saint Nicolas.

L. Wæber.

Junker Hermann, Die Ägypter. Delaporte Louis, Die Babylonier, Assyrer, Perser und Phöniker. 3. Band der Geschichte der führenden Völker. Herder, Freiburg i. Br. 1933. Geheftet 8.50 M. ; in Leinen M. 10.50 ; in Halbleder M. 13.

Junker : Ägypten. Dem Gebildeten, der im Lande der Philister bereits heimisch geworden ist, legt gerade seine Bildung die Pflicht auf, gelegentlich ein Buch zur Hand zu nehmen, das außerhalb seines eigentlichen Berufskreises liegt, und das ihm nicht bloß seine schulmäßigen Kenntnisse auffrischt, sondern auch zeigt, daß seit seiner Studentenzeit die Wissenschaft nicht gerastet, sondern neue Resultate gefunden und ganz neue Gesichtspunkte aufgedeckt hat. Die Entzifferung einer großen Masse

schriftlicher Quellen und die Vervollkommnung der Ausgrabungsmethoden haben Altägypten aus einem langen, langen Schlaf geweckt. Und besonders die letzten Jahrzehnte haben ungeahnte geistige und materielle Schätze gehoben. Das volle Verständnis für die ägyptische Geschichte ist erst im Erwachen. Um es weit herum zu wecken, braucht es Arbeiten wie die von Junker. Es ist nur schade, daß er den überkommenen Rahmen von Manethos Dynastien nicht ganz gesprengt hat. Ansätze dazu sind gemacht.

Im Kapitel Urgeschichte haben die Einzelheiten über die zahlreichen prähistorischen Funde, so wertvoll sie an sich sind, kaum für alle Leser großen Reiz. Aber die Schlüsse, die der Fachmann aus den verschiedenen Umständen des Ortes, der Zeit usw. zieht, sind von allgemeinem Interesse. Sie sagen uns, daß Ägypten eine wirkliche Geschichte hatte lange vor der Zeit, die wir bisher als geschichtliche bezeichneten. Die Zustände unter den sog. ersten Dynastien wurzeln tief in der Urgeschichte. Und die Tradition, die allerdings herausgeschält werden muß aus religiösen Mythen, z. B. aus der Sage von Osiris, Horus und Seth, und aus andern literarischen Überresten, erzählt eine Reihe von Ereignissen, die durch die Grabungen der Prähistoriker bewiesen werden.

Aus dem weiteren Verlauf der Geschichte hebt Junker die Hauptzüge der politischen und kriegerischen Ereignisse in möglichster Kürze hervor, dafür widmet er sich umsomehr den geistesgeschichtlichen Problemen, vor allem der Entwicklung der Kunst, der Religion und des damit zusammenhängenden Totenkultes. Die anregende Art, wie dies geschieht, weckt aber den Wunsch nach vermehrtem Bildermaterial. Wir hätten auch nicht ungern gelegentlich einen tieferen Blick in das alltägliche Leben des einfachen Volkes getan. Junker versteht es, starkes Interesse zu wecken für das Spiel der ägyptischen Könige auf der Bühne des Welttheaters. Zuerst verharren sie lange im naturgegebenen Raume des Niltales. Abwechslung kommt durch Kämpfe zwischen Süd und Nord, durch gelegentliche Defensivstöße nach Nordosten und Nubien, durch die Einfälle der Hyksos. Dann beobachten wir auf einmal unter Thutmosis I das Anschwellen des Reiches zu einer gewaltigen Kolonialmacht, nach kurzer Zeit ein Zurückfallen in die alten Grenzen und den vollen Verlust der Selbständigkeit. Auffallend ist der Umstand, daß weder der Aufenthalt Israels im Lande Gosen noch sein Auszug in ägyptischen Quellen erwähnt werden.

Wer Junkers Darstellung liest, wird eine Reihe erhebender und wehmütiger Gefühle in sich erleben. Es ist aber nicht in erster Linie das Auf und Nieder im Wellengang der äußeren Geschichte, das uns ergreift. Ebbe und Flut kennt ja jedes Volk. Was einem hier besonderen Eindruck macht, das ist die untödlige Lebenskraft des religiösen Gedankens, der keiner rationalistischen Spekulation zum Opfer fällt, obwohl die Ägypter in ihrer Arbeitsorganisation und künstlerischen Technik sich glänzend ausgewiesen haben über den Besitz intellektueller Fähigkeiten, sodann die elementare Wucht und die Urkraft ihrer Kunst, die in jahrtausendelanger Evolution immer wieder neue Blüten treibt. Sie ist ja eigentlich nicht gestorben, sondern nur eingeschlafen zur Zeit der Fremdherrschaft; wie eine Mimose schloß sie ihre Blätter bei der Berührung mit Ausländern, die wohl ein ehr-

liches Staunen hatten für sie, aber kein inneres Verhältnis zu ihr fanden. Und immer, ob wir die Feinheit ihres Kunsthandwerkes, die stille Größe ihrer Plastiken oder die stolze Linie ihrer Pyramiden und Tempel bewundern, immer liegt ein leiser Hauch von Melancholie über diesen Werken, herübergeweht von westlichen Winden aus dem Lande der Wüste. Die ägyptische Kunst ist wie ein ferner Nachthimmel mit einem Heere strahlender Sterne.

Delaporte : Mesopotamien, Persien, Phönikien. Die Kulturwelt am Euphrat und Tigris, die an Ehrwürdigkeit des Alters mit der ägyptischen sich messen kann, und die engen Beziehungen, die das auserwählte Volk der Israeliten und Juden wiederholt mit Assyrien und Babylonien verbanden, rechtfertigen eine breite Behandlung der Geschichte Mesopotamiens. In 9 Kapiteln treten wir den Menschen von Sumer und Akkad, von Babylonien und Assyrien näher. Daß es schwer ist, hier die ethnologischen Fundamente klarzulegen, beweisen die verschiedenen Meinungen der Gelehrten. Delaporte unterscheidet als Bevölkerungsschichten die Vordersumerer oder Subaräer, die Sumerer und dann die Semiten. Die ältesten schriftlichen Quellen bringen für die Könige der sumerischen Zeit ganz widersprechende Angaben mit teilweise phantastischen Zahlen. Hier wird man kaum zu sicheren Ergebnissen kommen. Aber die kulturelle Entwicklung bis tief hinab in die Frühzeit zu verfolgen ist möglich, dank der modernen Forschung, in der sich Delaporte sehr gut auskennt. Angefangen von den Ureinwohnern bis zum Untergang des Neubabylonischen Reiches wird die Kulturgeschichte in breitester Form beigezogen. Neben der politischen Geschichte werden noch Religion, Kunst, Literatur, Wirtschaft, Rechtspflege, Familie und soziale Struktur behandelt. Was hier geboten wird, ist eine überraschende Fülle von Tatsachen. Und man staunt über die eindringende Kenntnis des Verfassers. Aber man vermißt die große Linie. Es ist ein Mosaikbild, bei dem die Umrisse der einzelnen Steine zu sehr ins Auge fallen, um einen ruhigen, klaren Blick auf das Ganze zu ermöglichen. Einige wichtigere Perioden hätten klarer als solche gekennzeichnet werden sollen, anderes hätte zurücktreten können. Die Schilderung des Rechtslebens unter Hammurapi ist reichlich breit geworden, während die wertvollen Forschungen Woolleys zu flüchtig gestreift sind. Auch der farb- und leblosen Namen sind zu viele. Der Leser bekommt nicht den Eindruck von etwas Lebendigem, Organischem, bei dem man warm wird, sondern es ist ihm, als stehe er in einem Museum, gefüllt mit einer Menge von toten Gegenständen. Delaporte ist das Gegenstück zu Hantsch (besprochen im letzten Heft dieser Zeitschrift) : D. bietet zu viel Einzelheiten, H. zu wenig, D. zu wenig Reflexion, H. zu viel.

Am Schluß des Buches bringt Delaporte noch in anerkannter Kürze die wichtigsten Daten aus der Geschichte der Perser und Phöniker. Delaporte schrieb französisch. Seine Arbeit wurde ins Deutsche übersetzt von Consuelo Baronin v. Heeren und von Karl Joseph v. Bissingen. Die Übersetzung ist gut.

Paul Hildebrand.

P. Aloysius Alkofer Ord. Carm. Disc. Das Leben der hl. Theresia von Jesu. (Disc.) Verlag Josef Kösel und Friedrich Pustet. München 1933.

Es war keine leichte Aufgabe, die sich hier der Verfasser einer neuen Auflage des Lebens der hl. Theresia von Avila gestellt hatte. Abgesehen von den langwierigen Nachforschungen des Quellenmaterials, bietet das Sichten und Einordnen eine nicht geringe Arbeit für sich, zumal es äußerst schwer ist, bei der großen Verehrung des spanischen Volkes zu seiner Nationalheiligen, Dichtung und Wahrheit auseinanderzuhalten.

Der Verfasser hat hierin seine Vorgänger glänzend übertroffen. Abgesehen von den erwähnten, äußern Schwierigkeiten, dürfen wir den Verfasser beglückwünschen zu der text- und besonders inhaltlich getreuen Wiedergabe in deutscher Sprache.

Wer die spanische Sprache und die in ihr spekulativ-mystisch verfaßten Werke einigermaßen kennt, wird unschwer erkennen können, welche eine Unsumme von Arbeit hinter einem solchen Werke liegt.

Ob Priester oder Laie, wer immer ein Buch von all den vielen sich wünscht, die mit Geisteserneuerung und Verinnerlichung in der Gegenwart sich befassen, der greife nach der Lebensbeschreibung der hl. Theresia v. Avila.

Dem vorliegenden 1. Band : « Das Leben der hl. Theresia » folgen, als : Band 2 : « Das Buch der Klosterstiftungen » mit « Satzungen der Nonnen » ; Band 3-4 : « Briefe der hl. Theresia » ; Band 5 : « Wege zur Vollkommenheit », « Anweisungen für die Visitation der Klöster », « Gedanken über die Liebe Gottes », « Ruhe der Seele zu Gott », « Geistliche Lieder » ; Band 6 : « Seelenburg » mit Inhaltsverzeichnis.

P. *Fidelis Locher* O. M. Conv.

Werner Herbert. Das Problem des protestantischen Kirchenbaues und seine Lösungen in Thüringen. Lepold Klotz-Verlag. Gotha 1933. 8°, VIII-94 SS., 52 Abbildungen und 30 Zeichnungen. M. 7.

Das Problem des protestantischen Kirchenbaues steht in engster Abhängigkeit zu jenem des protestantischen Gottesdienstes. Die Entwicklung des letzteren bedingte neue Architekturformen, einen Bruch mit der Tradition (I. Teil). Der protestantische Kirchenbau Thüringens seit der Reformation hat praktisch die Lösung in verschiedenen Bautypen versucht: Langhaus mit angefügtem Chor, Kirche mit einbezogenem Altarraum, Querhausbauten, Kirchen mit besonderer Mantelform. Die katholische Tradition hat anfänglich ihren Einfluß stark geltend gemacht. « Die Forderungen führten jedoch je länger je mehr dazu, mit der Tradition zu brechen: es entstanden die Querkirchen, die verschiedenen Zentralkirchen, Kreuz- und Winkelkirchen » (II. Teil).

Aufschlußreich ist der zweite Teil. Der Verfasser ist bestrebt, der katholischen Liturgie gerecht zu werden. Trotzdem haben sich nebst andern in der Zusammenstellung der katholischen Meßordnung, S. 9 ff., mehrere Fehler eingeschlichen, welche der Verfasser nach einem katholischen Meßbuch am besten selbst berichtigen mag.

O. *Perler*